

Humoristische Erzählung von Freiherr von Schlicht.

In dem Reimentsbureau des Hauptmanns...

Der Herr Oberst zu sprechen?

Einem Augenblick dachte der Offizier...

„Nein,“ lautete die Antwort, „der Herr Oberst ist allein!“

Der Herr Oberst zu sprechen?

Fast hätte der Offizier verassen, wo er sich befand...

Aber eine fünf Minuten nach den anderen gingen dahin...

Da schlug die Thür mehr zwölf Uhr...

„Wollen Sie mich nicht noch einmal anrufen?“

Aber der Herr Oberst schüttelte den Kopf: „Nein Herr Leutnant, das kann ich nicht...“

„Das scheint fast so,“ klang es zurück...

Der Herr Oberst merkte, daß es dem Warten nur um ein Wort des Trostes...

„Endlich! Schnell von Herr von Reber noch einmal seine Attila alant und trat dann über die Schwelle.“

Der Kommandeur hatte sich von seinem Platz erhoben: „Sie wünschen, Herr Leutnant?“

„Ja bitte den Herrn Oberst ganz gehorsam um fünf Tage Urlaub nach Berlin!“

„Deswegen hätten Sie mich nicht zu hören brauchen, Herr Leutnant!“

Leutnant von Reber stand da mit allen Anzeichen der höchsten Erregung...

„Gestatten der Herr Oberst,“ begann er mit schwächerer Stimme, „daß ich...“

Aber der Kommandeur fiel ihm ins Wort: „Warten Sie mich nicht weiter, es ist zwecklos, meine Ansichten kennen Sie ja!“

„Es wird Zeit, es wird Zeit, Herr...“

Leutnant, nur noch eine Viertelstunde...

„Hänge ihn wieder fort, und packe den Koffer aus, und spannt aus!“

„Einem Augenblick später stand der Groom vor seinem Herrn, der in seinem mit reicher Eleganz ausgestatteten Wohnzimmer sich an seinen Schreibtisch setzte...“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

„Herrn Baron von Zintler und Frau Gemahlin, Berlin, Hotel Monopol.“

„Stimmt!“ bestätigte der Herr Leutnant.

„Hier ist das Geld; was Du herausbekommst, kannst Du mir gelegentlich wiedergeben, ich will nicht gehört sein, ehe ich klinge!“

„Mit großen Schritten ging Herr von Reber in seinem Zimmer auf und ab...“

„Fast hätte der Offizier verassen, wo er sich befand, und somit mit dem Fuß auf die Erde gestampft...“

„Aber eine fünf Minuten nach den anderen gingen dahin, die Feder der Schreiber flogen über das Papier...“

„Da schlug die Thür mehr zwölf Uhr, und erschrocken fuhr der Leutnant zusammen.“

„Wollen Sie mich nicht noch einmal anrufen?“

„Sicher hat der Herr Oberst mich verassen, gehen Sie doch noch einmal hinein!“

„Aber der Herr Oberst schüttelte den Kopf: „Nein Herr Leutnant, das kann ich nicht...“

„Das scheint fast so,“ klang es zurück, „wie lange-alangen Sie denn, daß es noch dauern kann?“

Der Herr Oberst merkte, daß es dem Warten nur um ein Wort des Trostes und der Aufmunterung zu thun war, und so faate er denn auf gut Glück: „Na, vielleicht noch fünf Minuten, Herr Leutnant, länger wird es, denke ich, nicht dauern.“

„Aber auch diese fünf Minuten gingen trotz der Meinung des Schreibers vorüber, ohne daß der Herr Oberst sich sehen ließ.“

„Endlich, es war fast einhalb ein Uhr, ertrug aus dem Zimmer nebenan die Stimme des Kommandeurs: „Ordnung!“

Der Herr Oberst merkte, daß es dem Warten nur um ein Wort des Trostes und der Aufmunterung zu thun war, und so faate er denn auf gut Glück: „Na, vielleicht noch fünf Minuten, Herr Leutnant, länger wird es, denke ich, nicht dauern.“

„Aber auch diese fünf Minuten gingen trotz der Meinung des Schreibers vorüber, ohne daß der Herr Oberst sich sehen ließ.“

„Endlich, es war fast einhalb ein Uhr, ertrug aus dem Zimmer nebenan die Stimme des Kommandeurs: „Ordnung!“

Der Herr Oberst merkte, daß es dem Warten nur um ein Wort des Trostes und der Aufmunterung zu thun war, und so faate er denn auf gut Glück: „Na, vielleicht noch fünf Minuten, Herr Leutnant, länger wird es, denke ich, nicht dauern.“

„Aber auch diese fünf Minuten gingen trotz der Meinung des Schreibers vorüber, ohne daß der Herr Oberst sich sehen ließ.“

„Endlich, es war fast einhalb ein Uhr, ertrug aus dem Zimmer nebenan die Stimme des Kommandeurs: „Ordnung!“

Der Herr Oberst merkte, daß es dem Warten nur um ein Wort des Trostes und der Aufmunterung zu thun war, und so faate er denn auf gut Glück: „Na, vielleicht noch fünf Minuten, Herr Leutnant, länger wird es, denke ich, nicht dauern.“

„Aber auch diese fünf Minuten gingen trotz der Meinung des Schreibers vorüber, ohne daß der Herr Oberst sich sehen ließ.“

„Endlich, es war fast einhalb ein Uhr, ertrug aus dem Zimmer nebenan die Stimme des Kommandeurs: „Ordnung!“

Der Herr Oberst merkte, daß es dem Warten nur um ein Wort des Trostes und der Aufmunterung zu thun war, und so faate er denn auf gut Glück: „Na, vielleicht noch fünf Minuten, Herr Leutnant, länger wird es, denke ich, nicht dauern.“

„Aber auch diese fünf Minuten gingen trotz der Meinung des Schreibers vorüber, ohne daß der Herr Oberst sich sehen ließ.“

„Endlich, es war fast einhalb ein Uhr, ertrug aus dem Zimmer nebenan die Stimme des Kommandeurs: „Ordnung!“

Der Herr Oberst merkte, daß es dem Warten nur um ein Wort des Trostes und der Aufmunterung zu thun war, und so faate er denn auf gut Glück: „Na, vielleicht noch fünf Minuten, Herr Leutnant, länger wird es, denke ich, nicht dauern.“

„Aber auch diese fünf Minuten gingen trotz der Meinung des Schreibers vorüber, ohne daß der Herr Oberst sich sehen ließ.“

mit dem Nachtzug in seine Garnison zurückkehren müsse.

„Das thut mir sehr leid!“ hatte sie geantwortet. „Ich hoffe, daß auch Sie morgen bei einem Frühstück wären, das Papa in seinem Hotel geben will, und zu dem er Sie sicher eingeladen haben würde.“

„Selbstverständlich!“ hatte er zur Antwort gegeben, und mit einem „Auf Wiedersehen!“ hatten sie sich getrennt.

Morgen war nun das Rennen in Karlsruhe, in dem auch der Baron von Zintler, der sich erst vor Jahresfrist einen großen Rennstall angeschafft hatte, seine Farben in das Treffen führte.

„Es war aber auch, um aus der Haut zu fahren, Trost, er Kavallerist war, hatte er für die eigentlichen Rennen selbst wenig Interesse, dennoch übererfreute er sich stets an dem ganzen Leben und Treiben auf dem Turf und war alljährlich, dort einmal wieder unter Menschen zu kommen, alle Bekanntschaften zu erneuern, neue anzuknüpfen.“

„Sicher würde er morgen oder übermorgen mit Zintlers und anderen Bekannten im Hotel Monopol oder sonst einem der ersten Restaurants zusammengekommen sein, und es hätte sich ihm Gelegenheit geboten, sich der jungen Baronesse wieder zu nähern.“

„Wieder sprang er auf u. ging erregt auf und ab. Aus den Augen — aus dem Sinn, wer wußte, ob das Wort nicht auch bei ihr eintraf? Er sah sie umgeben von den glänzendsten und reichsten Offizieren und Kavaliern der Residenz; da würde sie wohl kaum Zeit haben, seiner zu gedenken.“

„Leute öffnete Mar die Thür und trat in's Zimmer.“

„Gabe ich nicht gesagt, daß ich allein sein wollte?“ herrschte er den Groom an.

„Ein Telegramm ist in sieben abgegeben worden, ich wollte nur fragen, ob Antwort nötig sei.“

„Schnell las Reber die Depesche, dann sagte er: „Es ist gut, Antwort überflüssig!“ und Mar verschwand wieder.“

„Da haben wir die Geschichte!“ lachte der junge Offizier bitter auf, dann las er noch einmal: „Sind aufrichtig über ihr Fernbleiben betrübt. Vielleicht machen Sie Ihr Kommen doch noch möglich und essen übermorgen am Sech mit uns bei Dreffel. Soaft auf Wiedersehen in Baden-Baden!“

„Auf Wiedersehen in Baden-Baden!“ fuhr Herr v. Reber in seinem Selbstgespräch erregt fort. „Sehr nachsichtlich, daß ich nach Baden-Baden Urlaub bekomme, wo der Oberst mich nicht mal auf ein paar Tage nach Berlin läßt, obgleich man Berlin in drei Stunden mit der Bahn erreicht!“

„Der klügste Mensch, der noch meiner Meinung bisher gelehrt hat, war der, der zum ersten Mal sagte: „Es ist in der That, nach Baden-Baden will und muß ich hin!“

„Wieder ließ sie ihre großen dunklen Augen verdundert auf ihm ruhen, dann sagte sie: „Ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr von Reber, wollen Sie mich nicht aufklären?“

„Ich will mich möglichst kurz fassen, Baronesse!“ gab er zur Antwort. „Einem Augenblick ärgerte er, als wolle er nicht, ob er ihr alles sagen dürfe, dann fuhr er fort: „Sie erinnern sich vielleicht, Baronesse, daß ich Ihrem Herrn Vater nach Berlin telegraphierte, daß ich aus dienstlichen Gründen nicht nach dort kommen könnte.“

„Gewiß,“ bestätigte sie, „ich weiß es noch sehr genau, uns allen that es sehr leid, daß der Dienst Sie fernhielt.“

„Nicht der Dienst hielt mich fern,“ fuhr er weiter fort, „sondern das Verbot des Kommandeurs, der mir den Urlaub abschlug, und ich konnte sicher sein, auch nicht hierher reisen zu können, wenn ich nicht einen Ausweg fand, der es meinem Oberst zur Unmöglichkeit machte, mir den Urlaub abzusagen.“

„Die einfachsten Sachen sind ja bekanntlich die schwierigsten; so mußte ich mein Gehirn ziemlich anstrengen, bis ich mit einem lauten „Heureka!“ mich selbst und der Welt mit that, daß ich gefunden, wonach ich gesucht. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen besteht darin, zu telegraphiren; so schickte ich denn sofort einige Depeschen in die Welt, die sämtlich denselben Inhalt hatten.“

„Darf man den wissen?“ fragte die Baronesse.

„Gewiß,“ gab er zur Antwort, „die Telegramme, die an verschiedene unserer größeren Truppen gerichtet waren, lauteten: „Wünsche sofort ein Pferd zu kaufen, das bereits für ein der Baden-Badener Rennen geeignet ist.“

„Trainer machen bekanntlich alles möglich, nach drei Tagen war ich glücklicher Besitzer der „Adele“, die heute Morgen den Heldentod fand, und mit ihr bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal sah. Mein Kommandeur machte natürlich gewaltig große Augen, als ich ihm um Erlaubniß bat, hier laufen lassen zu dürfen; hätte er es gekonnt, so hätte er mir meine Bitte natürlich abgeschlagen, aber die allerhöchsten Bestimmungen standen auf meiner Seite; so mußte er mich, wenn auch traurigen Herzens, reisen lassen. Der arme

„Nun sah sie an der festlich geschmückten Tafel, und seine Augen schweiften bewundernd über die vielen Menschen, die eleganten Toiletten, über den ganzen Luxus und über die ganze Pracht, die entfaltete war.“

„Man sollte es eigentlich nicht für möglich halten, Baronesse, daß man in kurzer Zeit so verimpeln kann,“ jagte er plötzlich. „Ich habe doch viele Jahre in der Residenz gelebt, aber wenn ich jetzt eine solche Gesellschaft sehe, wie die hier, dann kommt es mir vor, wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht.“

„In einer so kleinen Garnison wie bei uns verhält man es ganz, daß es auch Luxus und Eleganz giebt. Sie sollten einmal nach Fest mitmachen, Baronesse! Da giebt es weiter nichts als einen warmen Braten mit sechzig verschiedenen Schüsseln Eingemachtem. Und von allem muß man nehmen, denn die Hausfrau hat die Birnen, Kirschen, Aprikosen, Erdbeeren und was es sonst noch giebt, selbst eingemacht, und sie empfindet es als persönliche Beleidigung und Kränkung, wenn man eine Schüssel, ohne sie zu probiren, weitergehen läßt.“

„Sie scheiter moquont zu sein, mein Herr!“ tadelte sie neidend.

„Absolut nicht, Baronesse!“ gab er zurück. „Ich bin vielleicht das dantbarste Publikum bei solchen Festen, aber ich finde, man kann als Wittbin auch zu liebenswürdig sein, seinen Gästen auch zu viel zumuthen.“

„In humoristischer Weise schilderte er das Leben und Treiben in der kleinen Garnison, aufmerksam lauschte sie seinen Worten, und ihr fröhliches Lachen bewies, daß sie Gefallen an seiner Art der Unterhaltung fand.“

„Er war von einer solchen ausgelassenen Heiterkeit, daß sie endlich zu ihm sagte: „Ich habe noch nie einen Herrn gesehen, der nach der Niederlage ja sogar nach dem Verlust eines seiner Pferde derartig fröhlich gelaunt war, wie Sie es sind.“

„Sie sah ihn verwundert an. „Darum ließen Sie das Pferd dann überhaupt laufen, wenn Sie nach Ihrer Meinung gar keine Chancen hatten?“

„Ich habe mir Ihre Worte bei nahe beide Tausend abgemessen, ich wollte, Ihre Farben sollten liegen, ich habe sogar auf Ihr Pferd gesetzt!“

„Aber wie konnten Sie nur, Baronesse!“ tadelte er. „Das war mehr als leichtsinnig, meine Stute kam doch gar nicht in Betracht, die war doch nur ein Urlaubsgaul! Haben Sie das wirklich nicht gewußt?“

„Wieder ließ sie ihre großen dunklen Augen verdundert auf ihm ruhen, dann sagte sie: „Ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr von Reber, wollen Sie mich nicht aufklären?“

„Ich will mich möglichst kurz fassen, Baronesse!“ gab er zur Antwort. „Einem Augenblick ärgerte er, als wolle er nicht, ob er ihr alles sagen dürfe, dann fuhr er fort: „Sie erinnern sich vielleicht, Baronesse, daß ich Ihrem Herrn Vater nach Berlin telegraphierte, daß ich aus dienstlichen Gründen nicht nach dort kommen könnte.“

„Gewiß,“ bestätigte sie, „ich weiß es noch sehr genau, uns allen that es sehr leid, daß der Dienst Sie fernhielt.“

„Nicht der Dienst hielt mich fern,“ fuhr er weiter fort, „sondern das Verbot des Kommandeurs, der mir den Urlaub abschlug, und ich konnte sicher sein, auch nicht hierher reisen zu können, wenn ich nicht einen Ausweg fand, der es meinem Oberst zur Unmöglichkeit machte, mir den Urlaub abzusagen.“

„Die einfachsten Sachen sind ja bekanntlich die schwierigsten; so mußte ich mein Gehirn ziemlich anstrengen, bis ich mit einem lauten „Heureka!“ mich selbst und der Welt mit that, daß ich gefunden, wonach ich gesucht. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen besteht darin, zu telegraphiren; so schickte ich denn sofort einige Depeschen in die Welt, die sämtlich denselben Inhalt hatten.“

„Darf man den wissen?“ fragte die Baronesse.

„Gewiß,“ gab er zur Antwort, „die Telegramme, die an verschiedene unserer größeren Truppen gerichtet waren, lauteten: „Wünsche sofort ein Pferd zu kaufen, das bereits für ein der Baden-Badener Rennen geeignet ist.“

„Trainer machen bekanntlich alles möglich, nach drei Tagen war ich glücklicher Besitzer der „Adele“, die heute Morgen den Heldentod fand, und mit ihr bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal sah. Mein Kommandeur machte natürlich gewaltig große Augen, als ich ihm um Erlaubniß bat, hier laufen lassen zu dürfen; hätte er es gekonnt, so hätte er mir meine Bitte natürlich abgeschlagen, aber die allerhöchsten Bestimmungen standen auf meiner Seite; so mußte er mich, wenn auch traurigen Herzens, reisen lassen. Der arme

Gaul hatte nur den Zweck, mir meinen Urlaub zu verschaffen — die Zahl der Urlaubsgäule ist übrigens in der Armee ziemlich hoch, man hält sich wohl nicht, um damit zu fliegen, sondern nur, um stets einen Vorwand zu haben, auf Urlaub zu gehen. Auch der meine hat seine Schuldigkeit getan — ein gutes Andenken werde ich ihm allezeit bewahren.“

„Jugend hat keine Tugend,“ neckte sie, „das sieht man auch hier wieder. Nur ein Leutnant mocht solche Anstalten und giebt so viel Geld aus, nur um ein paar Tage Urlaub zu erhalten.“

„Ein paar Tage?“ fragte er. „Ach nein, mein gnädiges Fräulein, so lange ist es nicht, heute Nacht schon geht es wieder zurück!“

„Wissen Sie, Ihr Oberst scheint mir aber wirklich ein unangenehmer Mensch zu sein,“ erwiderte sie ärgerlich. „Zweimal, wenn Sie eben bei uns sind, müssen Sie schon wieder fort; da lohnt es sich ja gar nicht für Sie, auf Reisen zu gehen, und ich bewundere Sie, daß Sie überhaupt gekommen sind.“

„Wissen Sie, welches der Hauptgrund meines Kommens ist, Baronesse?“ fragte er. „Nein? Soll ich es Ihnen sagen?“

„Da bin ich aber wirklich begeistert!“ erwiderte sie.

„Ich will ein Telegramm abschicken!“

„Sie lachte laut auf. „Das hätten Sie doch aber auch zu Hause thun können!“

„Nein,“ gab er zur Antwort, „um dies Telegramm abgeben zu können, mußte ich hierher kommen!“

„Es ist indistret, nach dem Inhalt der wichtigsten Staatsdepesche zu fragen? Haben Sie sich vielleicht wieder telegraphisch einen neuen Urlaubsgaul bestellt?“

„Nein, Baronesse, etwas anders lautet der Inhalt meines Telegramms, wenn ich mich nachher von Ihnen verabschiede, werde ich mir erlauben, Ihnen die Depesche vorzulesen; bis dahin bitte ich um Erlaubniß, das Staatsgeheimniß für mich bewahren zu dürfen. Darf ich Ihnen für die Entschuldigung nicht gleich den Inhalt des Telegramms nennen zu lernen, etwas von diesem süßen Eingemachten anbiehen?“

„Er reichte ihr die Krustschüssel, und durch einen Zufall berührten sich ihre Hände.“

„Er sah, wie ihre Wangen sich dunkel färbten, und wie eine leichte Verlegenheit aus ihren Zügen sprach. War es Einbildung, daß er einen leisen Druck ihrer schlanken Finger zu verspüren glaubte?“

„Weide haben sich an, und ihre Augen sprachen, während ihr Mund stumm blieb.“

„Ich glaube, unsere Nachbarn werden ungeduldig werden,“ machte sie endlich, und mit einem Auswurf des Bekauerns gab er ihre Hand frei.

„Er fühlte, wie sein Herz unruhig schlug, und er sehnste sich danach, aus ihrem Munde zu erfahren, ob auch sie ihn liebe, wie er sie, ob er ihre Verlegenheit, mit der sie ihn gestern willkommen geheißen, richtig deute, ob er die Thatfache, daß er sie heute wieder zu Tisch führen dürfte, als ein Zeichen ihrer Freundschaft und Zuneigung und nicht nur als einen Akt der Höflichkeit auslegen dürfe.“

„Sie schien zu fühlen, was in ihm vorging, denn schweigend sah sie neben ihn, und hatte ihren Blick auf den Zeller gefenkt.“

„Lange wollte kein Gespräch wieder zwischen ihnen aufkommen. Beide hatten die Empfindung, ihre inneren Gedanken eröthnen zu haben, und waren nicht unbefangene genug, um über gleichgültige Dinge weiterplaudern zu können.“

„Müssen Sie schon aufbrechen?“ fragte die Baronesse, als sie sah, daß Herr von Reber seine Uhr zog; und sie konnte ein leises Zittern ihrer Stimme nicht unterdrücken.“

„Nein, Gott sei Dank, noch nicht, Baronesse, noch habe ich Zeit! Aber obgleich Sie die Wittbin sind, muß ich sagen, ich bin traurig, daß wir so lange bei Tisch sitzen. Ich hatte mich so darauf gefreut, mit Ihnen noch einen Spaziergang, und wenn möglich, noch einen Reittour zu machen, daraus wird nun aber wohl nichts mehr werden.“

„Aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben,“ meinte sie keiter. „Ein anderes Mal bringen Sie mehr Zeit mit, wenn Sie kommen!“

„Ein anderes Mal — das sagen Sie so leicht hin, Baronesse!“ gab er traurig zur Antwort. „Sie sind frei, wie der Vogel in der Luft, Sie sind bald hier, bald dort — mich hält der Dienst. Meinen großen Urlaub habe ich schon im Frühjahr gehabt; ehe ich nun wieder an das Reisen denken kann, wird dies Nacht und sicher auch die Hälfte des nächsten Vorübergehen. Wer weiß, Baronesse, was dann ist, wo Sie dann sind! — Heute ist es vielleicht für lange Zeit, wenn nicht für immer, das letzte Mal, daß wir uns sehen!“

„Er sah, wie sie bei seinen Worten erbleichte, und wie das Glas zitterte, das sie in der Hand hielt — fast wäre es umgefallen, als sie es auf den Tisch zurückstellte, ohne es an ihre Lippen geführt zu haben.“

„Ihm war, als solle die Glückseligkeit, die ihn erfüllte, ihm die Brust sprengen, und mit leiser, flüsternder Stimme fragte er: „Marguerite, Baronesse! Würde es Ihnen wirklich leid thun, wenn wir uns nie wiedersehen?“

„Sie sah ihn an mit großen, traurigen Augen, die in feuchtem Glanze schimmerten.“

„Nicht weinen,“ bot er, „nun ist ja alles gut! Was ich Ihnen sagen möchte, geht ja schon, verbleibe mir der Erlaubniß, Sie, Baronesse, was ist?“

„Und als sie glücklich lächeln zu ihm aufschaute, fuhr er fort: „Darf ich Ihnen jetzt die Depesche zeigen, die ich schon den ganzen Tag bei mir trage, und die ich nur mit Ihrer Einwilligung absenden darf?“

„Sie nickte stumm Bewöhrung, und während ein brennendes Roth ihre Wangen färbte, las sie: „An das Kommando des Husaren-Regiments Prinz Joachim. Stehe im Begriff, mich zu verloben. Bitte ganz gehorsamt um fünf Tage Nachurlaub.“

„Angestlich las er in ihren Mienen, und mit flehender Stimme bat er: „Darf ich das Telegramm absenden?“

„Wollen Sie es nicht etwas ändern?“ fragte sie schelmisch, und als er ihr aufre ihre Bitte hin einen Blick zurück geworfen hatte, schrieb sie: „Gabe mich soeben verlobt.“

„Marguerite!“ jubelte es in ihm auf, und nur gewaltfam zwang er sich zur Ruhe.“

„Er erhob den Sektisch, um ihn zuzutrinken, und hell und rein klangen die Gläser an einander. — Der Urlaubsgaul hatte seine Schuldigkeit gethan.“

Ein eigenartiger Theater-Standart ereignete sich in Berlin vor 150 Jahren, am 23. Januar 1749. Während die berühmte Barbarine, der Lieblich des Berliner Publikums zur Zeit Friedrich des Großen, auftrat, die sich bekanntlich auch der besonderen Gunst des Königs erfreute, und die für jene Tage unvorhergesehen hohe Summe von 12,000 Thaler bezog, kam es im Theater zu einer seltsamen Scene. In einer Profeniumsloge hatte der junge Legationsrath v. Cocceji, ein Sohn des k. Kanzlers, Verehrer der Barbarine, Platz genommen. Er beobachtete die Bewegung der schönen Liebling, der er mit leidenschaftlicher Liebe zugethan war, mit bewundernswürdigen Entzücken. Plötzlich bemerkte der Eifersüchtige in seiner nächsten Nähe einen jungen Mann, der gleich ihm sein Auge von der reizenden Italienerin schwebte. Kurz entschlossen ergreift der Legationsrath, ein Riese von Gestalt, den schwächlichen Jüngling und warf ihn über die Logenbrüstung hinweg auf die Bühne, gerade die Füße der Barbarine. Die That gab Anlaß zu einem allgemeinen Standel. Glücklicherweise hatte jedoch der Feld keine erheblichen Verletzungen erlitten. Er erhob sich und verzerrte sich vor dem im Theater anwesenden König mit den Worten: „Majestät, es ist nicht meine Schuld, daß ich hier bin, der Legationsrath v. Cocceji hat mich verabschiedet, ehe ich mich verabschiedet. Lautes Gelächter folgte dieser Aufklärung. Der Kanzler Cocceji begab sich am nächsten Tage zu Friedrich, um sich für seinen Sohn in's Mittel zu legen. Lachend erklärte der König, der Eifersüchtige müßte auf eine Festung geschickt und da turirt werden.“ Der Legationsrath v. Cocceji wurde dann auch nach der Festung Slogau gesandt, aber nicht als Gefangener, sondern als Geheimer upirator. Gegen Ende des Jahres kehrte er nach Berlin zurück und feierte seine Vermählung mit der Barbarine.

Unter der Garde Friedrichs des Großen lebte ein Italiener Namens Calabria, ein schöner und wegen seiner wüthigen Einfälle vom König gern gesehener Mann, den Friedrich in den Stunden seiner Muße oft zum Stichblatt harmloser Scherze nahm. Er nannte ihn meist nur den „Brüderberger“, denn Calabria befah die Gewöhnlichkeit, sich in Kriegszeiten in die Logazette zu brühen, um seine werthe Person von vornherein in Sicherheit zu bringen. Dieser seltsame Held brachte es nach zwanzigjähriger Dienstzeit im Heere Friedrichs endlich bis zum Wachmeister; bei dieser Ernennung hatte Friedrich die beschwichtigende Bemerkung hinzugefügt, daß sein alter Calabria auch fernerhin nie Pulver riechen solle, da es ihm nun einmal zuwider sei.

Wenige Jahre vor Friedrichs Tode kam Calabria auf den kühnen und wenig beachteten Einfall, den König um einen Orden zu bitten, da er nun der Älteste in seinem Regimente sei.

„Du sollst einen haben,“ lachte der König und legte sich an den Schreibtisch. Nach wenigen Minuten überreichte er seinem verdienstvollen Wachmeister ein in Form eines Ordensternes gefaltetes Blatt Papier, in dessen Mitte Friedrich der Große mit eigener Hand einen davonlaufenden Hasen gezeichnet und die Worte darunter gesetzt hatte: „Calabria, princeps leporum.“ (Calabria, Fürst der Hasen.)

Der Gefoppte stellte den gezeichneten Orden mit heruntergeschlucktem Mergel ein. Als aber der König bald darauf starb, wurde ihm das Spottblatt zu einer kostbaren Reliquie, nach der wie versichert wird — eine starke Nachfrage entfiel. Allein der alte Calabria ließ sich selbst durch namhafte Summen nicht bewegen, die köstliche Handschreibung seines verstorbenen königlichen Gönners zu veräußern und trug sie zusammengefaßt stets in einer goldenen Dose bei sich.

Im Herger. Dienstmädchen (einen jubringlichen Gläubiger abzufragen): „Der gnädige Herr ist bei der Arbeit und empfängt keine Besuche!“

Gläubiger (ägerlich): „Es was, gnädiger Herr — gnädiger Herr — ich muß netn!“